

# Zur Problematik der schreibenden Frauen um 1800

Lucia Sabová

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickeln sich in der neu etablierten Kulturgesellschaft moderne Denk- und Wertvorstellungen, die um 1800 in umfassenden Systemen geordnet, bis weit in unser Jahrhundert hinein als allgemeingültig anerkannt und tradiert werden. Eine der kontroversen Themen dieser Zeit bildet auch die Problematik der (Un-)Mündigkeit und Geschlechtsvormundschaft der Frauen. Gerade in diesem Zeitraum wird die bereits seit dem 16. Jahrhundert tradierte Domestikation der Frauen als freiwillig idealisiert, was zur Unmündigkeit als „Einschätzungsmuster des Weiblichen“<sup>1</sup> führte. Weiter wird danach getrachtet, das uralte, biblische Gegenverhältnis beider Geschlechter aufrechtzuerhalten, ja sogar noch stärker zu festigen. Die Frauen werden infolgedessen auf einen Sonderweg verwiesen, weil in der zeitgenössischen Anthropologie und Philosophie mit dem Individuum, das für seine Naturrechte auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit kämpft, nur der Mann, genauer der Bürger gemeint war. „Ausdrücklich wird sie [die Frau] zur beruflichen und politischen Unmündigkeit (Unselbstständigkeit als Person) in der androzentrischen Gesellschaft bestimmt, was für ihre Mündigkeit sowie ihre außerfamiliäre, kulturschaffende Tätigkeit weitreichende Konsequenzen hat.“<sup>2</sup>

Damit geht der Ausschluss der Frauen aus dem kulturellen Bereich einher. Der Mann wird in den zeitgenössischen Theorien als Vernunftswesen definiert, die Frau hingegen als Geschlechtswesen. Als Folge der Diskussionen über die Wesensbestimmung der Frau entstehen viele philosophische Schriften<sup>3</sup>, aber auch Schriftsteller beteiligen sich mit ihren literarischen Texten daran und versuchen, Wesen und gesellschaftliche Stellung der Geschlechter poetisch darzustellen.<sup>4</sup> Johann Gottlieb Fichte, dessen Philosophie auf das Weltbild der Romantik großen Einfluss ausübte, definiert in seiner Schrift *Grundlage des Naturrechts* (1796) die Fortpflanzung der Art „als Naturnotwendigkeit für die Existenz und Bedeutung der zwei Geschlechter.“<sup>5</sup> Er propagiert somit die Geschlechterdifferenz mit Betonung auf die „natürliche Weiblichkeit“ und auf die getrennten Sphären für Mann und Frau. Auch die Geschlechtercharaktere sind als naturgegeben zu betrachten. „Mit der Erhöhung der Frau als Geschlechtswesen (mit den wesenhaften Eigenschaften von Liebe, Gefühl, Tugend, Religiosität, Anmut,

<sup>1</sup> Becker-Cantarino (1987: 342).

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Die Träger sind männliche Philosophen. Es sei hier auf die Schriften von Pockels, Brandes oder Humboldt hingewiesen, um nur einige Beispiele zu nennen.

<sup>4</sup> Goethes idealisierte Vorstellung der patriarchalischen Rollenzuweisung und der traditionellen Familie als Träger der patriarchalischen gesellschaftlichen Ordnung kommt vor allem in dem Epos *Hermann und Dorothea* (1797) zum Ausdruck. Nach einem Jahr erscheint Schillers bekanntestes Beispiel der stilisierten patriarchalisch-bürgerlichen Familie in dem Gedicht *Das Lied von der Glocke*, das wegen dem „Pathos der Idyllisierung“ (Becker-Cantarino 1987: 346) von den Romantikern verlacht wurde. Schiller führt in seinen anthropologischen Überlegungen das Konstrukt der Geschlechterpolarität eher auf ästhetische Aspekte des weiblichen Geschlechts zurück und definiert in *Über Anmut und Würde* (1793) den Begriff der „schönen Seele“.

<sup>5</sup> Becker-Cantarino (2000: 49). Auch Humboldt führt das Phänomen der Geschlechterpolarität auf anatomische Merkmale des weiblichen Wesens zurück. (vgl. z. B. Humboldt 1960: 268–295.)

Schönheit, Passivität, Hingebung und Aufopferung) fand eine Idealisierung statt, die die Frau in die Familie bannte und den Mann als Ernährer, Kulturschaffenden und politisch Handelnden weiter privilegierte und bevollmächtigte, über die Frau zu herrschen. Domestizierung und Idealisierung der Frau befestigten das Patriarchat in dem so nachhaltig in Deutschland wirksamen Konstrukt von Häuslichkeit.<sup>6</sup>

In der Anbetung und Anerkennung als Frau kam dabei die Belohnungsfunktion für das Erfüllen ihrer nun reduzierten Disposition zum Ausdruck. Darüber hinaus wurde ihr im Rahmen der Ehe – und somit in völliger Abhängigkeit vom Ehemann – finanzielle und materielle Sicherheit angeboten. Die Frau unterstand also dem Mann und ihr Platz war die patriarchale Familie, wo sie für die Hauswirtschaft und Kinderbetreuung zuständig war. Zunehmend spielten auch die emotional – psychische Betreuung des Gatten und der übrigen Familienmitglieder eine wichtige Rolle. Liebe wird zum Inbegriff des weiblichen Geschlechts und nur in der Ehe, die die vollkommene Unterwerfung der Frau repräsentiert, kann sie ihrer Selbstaufgabe „freiwillig“ nachgehen.

Obwohl sich der Weg zur Frauenmündigkeit noch als lang und mühsam erweisen wird, gibt es schon in dieser Zeit erste Anzeichen für Veränderungen in der festen Gliederung der patriarchalischen Gesellschaft, die vor allem darauf zurückzuführen ist, dass sich der Frau durch den Zugang zum geschriebenen Wort eine neue Welt, die des Geistes, eröffnet hat. Sicher kann man noch nicht von einer den Männern gleichrangigen Bildung sprechen, aber es bestand bereits die Möglichkeit sich selbstständig weiterzubilden.

Der Bildungsweg der Autorinnen aus dem Zeitalter der Romantik war in Abhängigkeit von den Familienverhältnissen recht unterschiedlich und verlief noch unsystematisch. Die meisten von ihnen bildeten sich autodidaktisch. Dabei kam ihrer eigenen Initiative und ihrem Wunsch nach Bildung und geistiger Beschäftigung die meiste Bedeutung zu.<sup>7</sup> Es fehlte jedoch weiterhin der Zugang zum gründlichen Unterricht sowie zum Studium an Universitäten, und damit die Möglichkeit vom Anknüpfen sozialer Beziehungen, die für die literarische Tätigkeit der Romantiker entscheidend waren. Dieses Defizit versuchten sie durch Beziehungen (als Liebhaberinnen, Ehefrauen oder Schwestern) zu den männlichen Kollegen zu kompensieren.

Die Lesefähigkeit und das Lesen als kulturelle Beschäftigung waren vor allem für Frauen aus dem gehobenen Besitz- und Bildungsbürgertum charakteristisch.<sup>8</sup> Bereits anfangs des 18. Jahrhunderts gehörten zur beliebten Lektüre die *Moralischen Wochenschriften* nach englischem Vorbild, die sehr früh Zugang zu den Leserinnen gefunden haben. Üblich war es dabei, fingierte weibliche Herausgeberinnen zu nennen: „So konnten sie [die Herausgeber] sicher sein, ihr Publikum zu erreichen, um ideologisch Einfluß zu nehmen.“<sup>9</sup> Zusätzlich wurden die Leserinnen von den Herausgebern geradezu aufgemuntert, eigene Beiträge zu verfassen: „Auf diese Weise kam den Journalen schnell die Funktion eines speziell für Frauen geschaffenen Eintrittsbilletts in die literarische Öffentlichkeit des 18. Jahrhunderts zu.“<sup>10</sup> Unter den ersten bekanntesten Beispielen der *Moralischen Wochenschriften* sind vor allem Gottscheds *Vernünftige Tadelrinnen* (1725–26) zu erwähnen. Der um die Reform der deutschen Schaubühne bemühte Leipziger Professor hat sich damit große Verdienste auch auf dem Gebiet der Erziehungsbemühungen und des „aufklärerischen Fortschrittsglauben[s]“<sup>11</sup> erworben. Seine Ideen waren progressiv, obzwar er „die ‘unschönen Frauen des Amazonenreichs’ ebenso wie die

<sup>6</sup> Becker-Cantarino (2000: 52).

<sup>7</sup> Vgl. Becker-Cantarino (2000: 28).

<sup>8</sup> Vgl. ebd.: 34.

<sup>9</sup> Schumann (1980: 142).

<sup>10</sup> Tebben (1998: 15).

<sup>11</sup> Schumann (1980: 143).

Modenärinnen“ verspottet, aber er „rüttelt letztlich doch nicht an der tradierten Weltordnung, die ‘Naturgesetze’ sind die Grenze jedweden Gleichheitsgrundsatzes.“<sup>12</sup>

Die erste von einer realen Frau herausgegebene Zeitschrift, die auch einen großen Erfolg verzeichnete, ist die *Pomona für Teuschlands Töchter* der Sophie von La Roche. Der Erfolg beruhte einerseits auf der Beliebtheit, der sich die Herausgeberin erfreute. Andererseits muss darauf hingewiesen werden, dass La Roche die Zeitschrift „bewusst als Herausforderung gegenüber den von Männern herausgegebenen Frauenblättern versteht“ und somit „erstmal einen Wandel des Selbstverständnisses der Frau reflektiert.“<sup>13</sup> Mit der in der Zeitschrift erschienenen programmatischen Vorrede stellt sie ihre Absicht vor, „den von Männern geleiteten Frauenzeitschriften bewußt eine von einer Frau geschriebene an die Seite“<sup>14</sup> zu stellen. Indirekt übernimmt sie damit die Funktion, die Lektüre, Bildung und Erziehung der Frauen zu lenken, Aufgaben also, die bisher ausschließlich den Männern zukamen. Indem sie sich zu den Erziehungs- und Bildungsfragen der Frauen äußert, spricht sie ihre Benachteiligung offen an: „Ich glaube wie Sie, daß die Männer noch nie mit einer besonderen Aufmerksamkeit über unsere Ausbildung nachdachten. [...] Alle Gelegenheiten, in welchen die Männer die Beweise der Stärke, des Geistes und des Körpers zu geben hatten, waren immer außer dem Hause. Stärke und Gewalt ist, was die Männer am meisten schätzen, und die Natur versagte uns diese Vorzüge [...] Sorge, Lieb und Mühe mit den Kindern ausüben, ihren Befehlen durfte nicht widersprochen werden. [...] Denn immer sehen sich die Männer als Herren der ganzen Schöpfung an. [...] Die Männer haben das Recht der Wahl, für ihr Glück und Ruhm das zu tun, was sie wollen – wir nur dies, was wir dürften.“<sup>15</sup>

Neben La Roche ist auch noch Marianne Ehrmann zu erwähnen, deren Monatsschrift *Amaliens Erholungsstunden. Teuschlands Töchtern geweiht* zwischen den Jahren 1790 und 1792 in Stuttgart und Tübingen erschien. Die Autorin und Herausgeberin präsentiert darin eine radikale Einstellung zur Lage der Frauen und stellt „das traditionelle Selbstverständnis der Frau in Frage.“<sup>16</sup> Sie fasst die Situation der Frauen als historisches Phänomen auf, was vor allem in der programmatischen Antrittsrede des ersten Heftes unter Beweis gestellt wird.<sup>17</sup> Darüber hinaus erkennt Ehrmann in den sich während eines langen kulturellen Prozesses herausgebildeten Vorurteilen und in der vernachlässigten Erziehung die Ursachen für die „weiblichen Schwachseiten“. Wie Schumann weiter angibt, geriet Ehrmann sehr schnell in Konflikte mit ihrem Verleger, so dass sie gezwungen wurde, den Ton zu mildern und die Zeitschrift der herkömmlichen Vorstellung einer für Frauen bestimmten Zeitschrift anzupassen: „Ein mutiger Versuch, Emanzipation zu propagieren und gleichzeitig Promoter dieses Prozesses zu sein, war gescheitert.“<sup>18</sup> Und das alles zu einer Zeit, in der Olympe de Gouges für Frankreich klare politische Vorstellungen von der Befreiung der Frau konzipierte.<sup>19</sup>

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verfassen immer mehr Frauen literarische Texte, die sie auf den Buchmarkt bringen und sich so als Schriftstellerinnen durchzusetzen versuchen. Sie bilden eine erste größere Generation von schriftstellerisch tätigen Frauen, die fast ausschließlich aus dem Bürgertum oder Kleinadel stammen und zwischen 1770 und 1790 geboren wurden. Sie haben die Umbrüche und Konsequenzen der Französischen Revolution

<sup>12</sup> Schumann (1980: 143).

<sup>13</sup> Ebd.: 151.

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> *Pomona* (1784: 170f.), zit. nach Schumann (1980: 151).

<sup>16</sup> Schumann (1980: 157).

<sup>17</sup> Vgl. ebd.

<sup>18</sup> Ed.: 158

<sup>19</sup> Siehe Gouges (1791: 31–54).

und der Napoleonischen Kriege bewusst erlebt, was auch in einigen ihrer Werke Niederschlag gefunden hat. Wie alle Frauen zu dieser Zeit waren sie jedoch von der Forderung der Bürgerrechte, vom Universitätsbesuch und von der Ausübung eines bürgerlichen Berufs ausgeschlossen. Obwohl sie keine gesellschaftlich oder literarisch homogene Gruppe bildeten, kann ihr aktiver Eintritt in die Literatur als eine wichtige Phase bezeichnet werden, die entscheidend die Feminisierung der Literatur mitbestimmt hat.<sup>20</sup>

Weigel sieht die Gründe für die zunehmende literarische Artikulation der romantischen Frauen vor allem in den Veränderungen, die die poetischen Möglichkeiten der romantischen Ästhetik erfahren haben: „Die Aufhebung des Nachahmungsprinzips, das Postulat des Fragmentarischen, die Auflösung des geschlossenen Werkes – überhaupt die Brüche in der Übereinstimmung von Wirklichkeits- und Erzählstruktur – öffnen den Frauen Türen, durch die sie in die Poesie eintreten können.“<sup>21</sup> Die Romantik wird demzufolge zur wahren Fundgrube von unterschiedlichen weiblichen Persönlichkeiten, mit denen die frauenzentrierte literarische Bewegung die weibliche Geschichte und ihre literarische Tradition aufzuarbeiten versucht. Im Rahmen der historischen Frauenforschung untersucht man die Bedingungen des weiblichen Schreibens aber auch übergreifende Gesichtspunkte, wie die Rolle der Frau in der Gesellschaft und auf dem modernen Buchmarkt. Es werden Frauen als Leserinnen aber vor allem als Autorinnen mit ihren wichtigsten Werken exemplarisch vorgestellt. Zu erwähnen sind wohlbekannte Namen wie Karoline von Günderrode, Dorothea Schlegel oder Bettina von Arnim, aber auch weniger bekannte, deren Texte – Romane, Erzählungen, Briefe oder Gedichte – erst in den letzten Jahrzehnten vielfach nachgedruckt, neu ediert und mit neuen Augen betrachtet und gelesen werden. Es wird also heutzutage ein literaturhistorischer Blick auf die „Producte“ von „unseren schriftstellerenden Weibern“ – wie Schiller 1797 in einem Brief an Goethe über Sophie Mereau schrieb – geworfen.

Im Zusammenhang damit, dass es immer mehr literarisch tätige Frauen gab, „die in den geistigen und literarischen Strömungen ihrer Zeit – Spätaufklärung, Klassik und Romantik – mit eigenen Texten experimentiert haben und auch an die Öffentlichkeit getreten sind“,<sup>22</sup> äußert Fichte in einer seiner Abhandlungen ein abfälliges Urteil über die Autorschaft von Frauen und spricht „über die Begierde der Weiber, Schriftstellerei zu treiben.“<sup>23</sup> Der hoch geschätzte Philosoph formuliert sogar Regelungen, die das weibliche Schreiben betreffen: Die Frau dürfe nur als Autorin von nützlichen, moralischen, populären Schriften für und über Frauen erscheinen, nicht aber für Männer, auch dürfe sie keine philosophischen oder wissenschaftlichen Werke verfassen: „Als Autorin dürfe sie lediglich als Erzieherin des eigenen Geschlechts fungieren.“<sup>24</sup> Die Polarisierung der Geschlechtercharaktere findet einen spiegelbildlichen Ausdruck auch in den poetologischen Überlegungen – Frauen wurden von den männlich konnotierten Genres, Epik und Drama, ausgeschlossen, weil sie angeblich nicht über die erforderlichen Voraussetzungen verfügten. Auf der anderen Seite erfolgte die Zuordnung zu den „weiblichen“, ergo minderwertigen Gattungen, für die insbesondere Formlosigkeit, Subjektivität und Gefühlsbetonung charakteristisch sind. Dafür stehen die Lyrik und der Roman.<sup>25</sup>

<sup>20</sup> Vgl. Becker-Cantarino (2000: 11).

<sup>21</sup> Weigel (1988: 92).

<sup>22</sup> Becker-Cantarino (2000: 11).

<sup>23</sup> Fichte (1960: 348).

<sup>24</sup> Becker-Cantarino (2000: 53).

<sup>25</sup> Der Roman erlebt einen Aufstieg zur hohen Kunst spätestens seit Goethes *Wilhelm Meister*. Vgl. Tebben (1998: 24).

## Autorschaft der Frauen

Um sich der literarischen Leistung der schreibenden Frauen anzunähern und den Verdammungs- und Vor-Urteilen<sup>26</sup> entgegenzuwirken, ist die Erkenntnis erforderlich, dass die Frauen unter völlig anderen Bedingungen als ihre männlichen Kollegen geschaffen haben und dass sie oft vielerlei Hindernisse haben überwinden müssen, um überhaupt als Autorinnen an die Öffentlichkeit treten zu können. Es ist demnach wichtig, dass der Einblick in das Leben der romantischen Autorinnen durch die Erforschung der sozialen und ideologischen Bedingungen ergänzt wird, denn erst dadurch wird die Nachzeichnung ihrer historischen Situation nachvollziehbar. Im Allgemeinen fehlte es den schreibenden Frauen um 1800 an Ausbildung, Zeit, Raum und Geld für ihre literarischen Aktivitäten. Darüber hinaus nehmen sie eine doppelte Position in der Kultur des ausgehenden 18. Jahrhunderts ein, indem sie einerseits aus der von den Männern dominierten gesellschaftlichen Ordnung ausgeschlossen, auf der anderen Seite daran allerdings beteiligt waren. So entwickelten sie ihre besondere Existenzweise.

Eine der Schwierigkeiten, die sich für die schriftstellerisch tätigen Frauen ergab, war die Tatsache, dass ihre intensive schriftstellerische Tätigkeit mit den vielfältigen häuslichen Aufgaben nur selten vereinbar war. Die meisten Frauen wurden deshalb vor oder erst nach der Phase der Geburten oder auch erst nach der Scheidung literarisch produktiv.<sup>27</sup> Um einige Beispiele zu nennen: Sophie von La Roche war schon 40 Jahre alt und Mutter von fünf Kindern, als sie in den Jahren 1770–71 mit der Abfassung ihres ersten großen Romans begann. Sophie Mereau ließ sich nach dem Tod ihres Sohnes von dem fünf Jahre älteren Juraprofessor französischer Abstammung Carl Mereau scheiden und nach dem Umzug zu Verwandten in Camburg gelang es ihr, sich durch Unterhaltuszahlungen und eigene literarische Arbeit finanziell abzusichern.

Die ForscherInnen sind bei dem Versuch, die weibliche Literaturtradition zu rekonstruieren, zur Erkenntnis gekommen, dass die Frauen als Autorinnen ihre Geschlechterrolle eigentlich verfehlen, weil ihre Autorschaft ihre Weiblichkeit ausschließt und umgekehrt. „Diese Tradition ist innerhalb einer patriarchalischen Kultur situiert, in der Autorschaft als ebenso patriarchalisch definiert ist.“<sup>28</sup> Gilbert und Gubar bedienen sich des Modells der literarischen Genealogie von Harold Bloom, mit dem er an die Psychologie von Sigmund Freud anschließt. Die Grundlage für die literaturgeschichtlichen Dynamiken erkennt er in der Angst des Verfassers–Sohnes vor dem Einfluss des „Vaters“, dessen poetische Leistung er in einer Art „ödipler Abwehrstrategie“<sup>29</sup> zu überwinden versucht. „Gilbert und Gubar übertragen dieses Modell auf Autorinnen, wobei die männliche Genealogie die patriarchalische Autorität für die weiblichen Schriftstellerinnen darstellt, die nicht identitätsstiftend sein kann und daher überwunden werden muss. Anstelle der Angst vor Einfluss erlebt die Autorin eine Angst vor der Autorschaft (anxiety of authorship), weil sie als Autorin zur Außenseiterin der Gesellschaft wird.“<sup>30</sup> Letztendlich müssen die Forscherinnen jedoch feststellen, dass die Schriftstellerinnen gegen ihre Lage nicht „so sehr rebellierten, als vielmehr Schuldgefühle entwickelten, weil sie den vorherrschenden ästhetischen Ansprüchen nicht zu entsprechen glaubten.“<sup>31</sup>

---

<sup>26</sup> Die Literatur der romantischen Frauen erfährt häufig negative Beurteilungen seitens ihrer männlichen Kollegen. Diese haben allerdings nur wenig mit ihrer literarischen Qualität zu tun, sondern beruhen eher auf zweifelhaften Weiblichkeitskriterien.

<sup>27</sup> Vgl. Becker-Cantarino (2000: 22).

<sup>28</sup> Babka (2004: 197).

<sup>29</sup> Ebd.

<sup>30</sup> Ebd.

<sup>31</sup> Ebd.: 198.

Die Ursache für das Außenseiterin-Gefühl, das man bei vielen Autorinnen des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts beobachten kann, lässt sich unschwer vor allem in den häufigen negativen Wertungsmaßstäben der zeitgenössischen männlichen Kollegen finden, die über die literarische Tätigkeit der Frauen Kontrollfunktion und Zensur ausgeübt haben. Zu dieser Schlussfolgerung kommen Gisela Gabler, Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann, deren Schriften für die Erarbeitung der Geschichte der deutschen Frauenliteratur von großer Bedeutung sind. Gnüg und Möhrmann sprechen in *Schreibende Frauen* über „apodiktische Verdammungsurteile aus männlicher Feder“, die „oft jahrhundertlang nachwirkende Fehleinschätzungen von Autorinnen [...] zur Folge gehabt“<sup>32</sup> haben. Für die literarischen Werke aus der weiblichen Feder hätten sich zweifelhafte Weiblichkeitskriterien durchgesetzt, die nur wenig mit ihrer literarischen Qualität zu tun gehabt haben. Eher sollten sie dem Bild von schöner Weiblichkeit entsprechen und sich durch weibliche Grazie und Intuition auszeichnen.

Aus der problematischen Existenzweise der Frauen-Schriftstellerinnen als der des „anderen“ Geschlechts erwächst nach Weigel in ihren Werken das Problem der Perspektive, das bei der Lektüre und Interpretation berücksichtigt werden muss: „Das im Text realisierte Frauenbild bzw. weibliche Selbstverständnis ist Ausdruck einer jeweils eingenommenen und gestalteten Beziehung zur männlichen Vorstellung von ‘Weiblichkeit’.“<sup>33</sup> Die Inhalte und Erzählformen sind demnach nicht ihre originären Ausdrucksformen, sondern als „Bewegungsversuche innerhalb der männlichen Kultur und als Befreiungsschritte daraus“<sup>34</sup> zu verstehen, denn ihre Texte nehmen immer Bezug auf männliche Bestimmungen ihrer Geschlechterrolle. Die Autorinnen befreien ihr Schreiben nur schrittweise von der männlichen Perspektive, doch es gelang ihnen eine authentische weibliche Schrift und Sprache zu schaffen, und sie entwickeln so die Geschichte der weiblichen literarischen Tradition.

Die in der Romantik aufblühende Briefkultur bot für die Frauen eine Möglichkeit, sich schriftlich und gegebenenfalls literarisch vorzustellen. Briefe stellten ein zunehmend ästhetisches Ausdrucksmittel dar, das - insbesondere am Ende des 18. Jahrhunderts - die ursprünglich private Schreibpraxis in eine öffentliche transformierte. In der weiteren Entwicklung fand die Literarisierung des Briefes zum Briefroman statt, dessen bekannteste Beispiele nicht nur der Feder Goethes, sondern auch der weiblichen Autorinnen wie Sophie von La Roche entstammen: „Die normativen Voraussetzungen des Briefromans, d. h. seine potenzielle subjektive Ausrichtung, Gesprächsimitation, Reflexionsebene und emotionale Beschaffenheit, machten es gerade Frauen leicht, das neue Medium zu nutzen und ihre Erfahrungen und Einschätzungen über das Leben als Frau an die Öffentlichkeit zu bringen.“<sup>35</sup> Die Briefform eröffnete den Frauen verstärkt die Möglichkeit, teilweise öffentlich kritisch Stellung zur scheinbar natürlichen und freiwilligen dreifachen Bestimmung der Frau zu nehmen. Zusätzlich wurden die Briefe wiederum von Frauen gelesen, sodass die Leserinnen darin ähnliche Schicksale ihres Geschlechts wiederfanden, mit denen sie sich identifizieren konnten. Karin Tebben sieht gerade in dieser Erkenntnis den Anlass dazu, dass viele Frauen zur Feder gegriffen haben.<sup>36</sup>

Becker-Cantarino datiert die Anfänge der Frauenliteratur und somit der weiblichen Schreibtradition bei den ersten literarischen Erfolgen von Sophie von La Roche, die ihren Briefroman *Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771), der im Kontext der Briefkultur des 18. Jahrhunderts entstanden ist, dem weiblichen Publikum gewidmet hat.<sup>37</sup> Darüber

<sup>32</sup> Gnüg/Möhrmann (1989: X).

<sup>33</sup> Weigel (1988: 87).

<sup>34</sup> Ebd.

<sup>35</sup> Tebben (1998: 23).

<sup>36</sup> Vgl. Tebben (1998: 30).

<sup>37</sup> Vgl. Becker-Cantarino (1987: 278).

hinaus trägt sie mit ihrem gesamten literarischen Werk, das die Literatur- und Kulturgeschichte dokumentiert, zur Entwicklung der deutschen Literatur im Allgemeinen und zur Herausbildung der sozialgeschichtlichen und kulturschaffenden Rolle der Frau im 18. Jahrhundert im Besonderen bei.

Obwohl ihr erster Roman, mit dem ihre öffentliche Karriere begann, bereits 1771 erschien, etabliert sie sich als Schriftstellerin erst ab den 1780er Jahren. Für die männlichen Kollegen ist sie die „Dilettantin“ schlechthin. Goethe bezeichnet sie nach ihrem persönlichen Treffen 1799 als „nivellierende Natur“<sup>38</sup> und sogar Wieland, dem ehemaligen Verlobten und langjährigen Freund, Briefpartner und literarischen Mentor war ihr Besuch in Weimar lästig.<sup>39</sup> Wieland erfüllt zwar über lange Jahre die Rolle des Kritikers und Helfers bei der Publikation ihres literarischen Werkes, weist sie allerdings immer wieder in den Bereich der Frauenliteratur, „d. h. einer von einer Frau für ein weibliches Publikum verfassten Literatur“.<sup>40</sup> Während nämlich die von den männlichen Autoren verfasste schöne Literatur für alle Leser bestimmt und als „universal“ galt, war die schöne Literatur von Frauen nur für Frauen interessant. Sowohl als Autorinnen als auch bei ihrer literarischen Tätigkeit werden die Schriftstellerinnen des späten 18. Jahrhunderts den Gesetzen und dem Tugendkatalog der Weiblichkeit unterworfen. Andererseits eröffnete Sophie von La Roche den Weg der weiblichen Tradition, den weitere Schriftstellerinnen betreten werden.

Die Anfänge der weiblichen Literaturtradition sind durch die unterschiedlichen Versteckspiele der Autorinnen hinsichtlich der Veröffentlichung ihrer Werke geprägt, deren Ursache in einer Art Scheu gegenüber der Präsentation ihrer Werke auf dem literarischen Markt zu suchen ist. Diese Abneigung lässt sich auf die Erfahrungen im privaten Bereich zurückführen. Wegen des Ausschlusses aus den gesellschaftlichen Bereichen, wie Ökonomie, Politik und Kultur greifen die Autorinnen ganz persönliche und subjektive Themen und Probleme auf, die sie dann in ihren Texten verarbeiten. Die Veröffentlichung ihrer Subjektivität hat allerdings negative Folgen, da sie ihr privates Glück beeinflusst: „Denn bei Frauen unterscheidet man nicht zwischen der *Schriftstellerin* und der *Person*. Der Wille von Frauen zur öffentlichen Einmischung und zur Gleichberechtigung im kulturellen Bereich ist daher durch das Motiv des eigenen Persönlichkeitsschutzes gebrochen.“<sup>41</sup> Caroline Schlegel-Schelling entwickelt auf Grund der negativen Erfahrungen<sup>42</sup> eine Abneigung gegen Öffentlichkeit schlechthin und drückt sich deshalb entweder in Form des privaten Briefes aus oder aber lässt sie ihre Texte unter dem Namen ihres Mannes A. W. Schlegel erscheinen. In der Ehe mit Schelling fand sie zwar die ersehnte leidenschaftliche Beziehung, diese ging allerdings mit „totale[r] Unterwerfung und Selbstaufgabe ihrer Eigenständigkeit“<sup>43</sup> einher. Auch andere Autorinnen wehren sich gegen das Publizieren. So z. B. Rahel Levin, die sich und anderen Zeitgenossinnen mit ihrem eigenen Salon einen Ort schafft, an dem sie sich an eine kleine Gruppe von Gleichgesinnten wenden kann.

Eine andere, formale Möglichkeit des Schutzes einer Frau vor den Gefahren, die mit dem Publizieren verbunden sind, bieten die anonymen oder pseudonymen Veröffentlichungen. Weigel sieht jedoch darin nur eine Scheinlösung, da sie einerseits wie ein Schleier das Gesicht

---

<sup>38</sup> Brief an Schiller vom 24. Juli 1799, zit. nach Becker-Cantarino (1987: 285).

<sup>39</sup> Vgl. ebd.

<sup>40</sup> Ebd.: 286.

<sup>41</sup> Weigel (1988: 90).

<sup>42</sup> Zuerst hatte sie während der Mainzer Republik ein uneheliches Kind mit einem Angehörigen des französischen Revolutionsheeres und später wurde sie wegen ihrer Sympathie mit den Jakobinern verhaftet.

<sup>43</sup> Weigel (1988: 88).

der Autorin schützt, andererseits trübt aber gleichzeitig gerade dieser Schleier ihren eigenen Blick.<sup>44</sup> Als Beispiel kann der erste Roman von Sophie Mereau gelten, *Das Blütenalter der Empfindung*, der 1794 nicht nur anonym erschienen ist, sondern hier bedient sich die Autorin zusätzlich noch der Maske eines männlichen Ich-Erzählers. Nach Weigel setzt die Autorin eine männliche Brille auf, um ihre Gefühle vor den LeserInnen zu verstecken.<sup>45</sup> Erst in ihrem zweiten Roman findet die Idee einer gleichberechtigten Beziehung zwischen Mann und Frau auch auf der formalen Ebene ihren Niederschlag, denn Mereau konzipiert ihn als einen Briefroman, in dem das Geschehen aus der Perspektive der beiden – sowohl der männlichen als auch der weiblichen – Hauptfiguren geschildert wird, wobei beide über eigene Stimmen in Form von Briefen verfügen.

Im Bereich der Literaturproduktion waren die männlichen Autoren vielfältig bemüht, Kontrolle über die Autorinnen auszuüben. Sie stellten für die Schriftstellertätigkeit der Frau entweder persönliche, sich im privaten Bereich abspielende (als Vater, Ehemann oder Freund), oder offen artikulierte (als Konkurrent, Verleger oder Kritiker) Kontrollinstanzen dar. Als Beispiel sei Wielands Funktion als literarischer Mentor und Herausgeber von Sophie von La Roches Roman erwähnt, der ihn mit seinen Anmerkungen und Fußnoten korrigiert hat, mit der Absicht „die Interessen der Männer zu vertreten und die Heldin in ihre Grenzen als Frau zu weisen [...]“.<sup>46</sup>

Ein anderes Beispiel für Bevormundung einer Schriftstellerin ist die Liebesbeziehung und spätere Ehe zwischen Sophie Mereau und Clemens Brentano. Letzterer kritisierte immer wieder die Arbeiten der Frau und konnte es nicht ertragen, etwas Gedrucktes von ihr zu sehen. Sie wagte es noch, die von ihm übersandten Gedichte nicht in den von ihr herausgegebenen Göttinger Musenalmanach von 1803 aufzunehmen, worauf sie Brentano in einem langen, ironischen Brief tadelte und die männliche Vorrangstellung betonte: „Es ist für ein Weib sehr gefährlich zu dichten, noch gefährlicher einen Musenalmanach herauszugeben, unter mehreren Dissertationen die ich auf dem Tapete habe wäre dies ein, die Sie besonders interessieren könnte, die ändern würden davon handeln, inwiefern kann ein Weib ein Kaffeehaus ohne ihrer Ehre zu schaden, halten oder frequentieren, inwiefern sind weibliche Bediente auf Akademien zur Bildung der Studenten notwendig, inwiefern darf ein gesittetes Weib Kutschieren, reiten etc.“<sup>47</sup> Sophie Mereau reagierte ganz selbstbewusst auf Brentanos verspottende und beleidigende Kritik, obgleich sie ihn allerdings ein paar Monate später heiratet und somit noch öfters seinen Vorwürfen ausgesetzt wird.

Wie Becker-Cantarino behauptet, war das zentrale Problem für alle selbstständigen Schriftstellerinnen in der ausschließlich von Männern geschaffenen und beherrschten Kultur und literarischen Tradition in der Frühen Neuzeit (ca. 1500–1750) *die Mündigkeit*, das heißt für sich selbst als autonome Person sprechen zu können, sich aus religiöser und männlicher Vormundschaft zu emanzipieren und eine eigene Sprache zu finden.<sup>48</sup> Mit diesem Problem sah sich Sophie Mereau als Frau und Autorin ihr ganzes Leben lang konfrontiert und verarbeitete es auch in ihren Schriften. In ihrem ersten Roman *Das Blütenalter der Empfindung* klagt sie über die Privilegien und Willkür der Männer, indem sie dem männlichen Erzähler folgende Fragen in den Mund legt: „Wo haben wohl Weiber das Recht, sich unmittelbar des Schutzes der Gesetze freuen zu dürfen? – Sind sie nicht fast allenthalben mehr der Willkür des Mannes

<sup>44</sup> Ebd.: 91.

<sup>45</sup> Weigel (1988: 93). Ein ähnliche Geschlechtsumwandlung nimmt Sophie Mereau in der Erzählung *Julie von Arwian* (1806) vor.

<sup>46</sup> Becker-Cantarino (2000: 53).

<sup>47</sup> Gersdorff (1981: 104).

<sup>48</sup> Becker-Cantarino (2000: 22-23). [Hervorh. von L. S.]

unterworfen? Wie wenig wird noch jetzt auf ihre natürlichen Rechte, auf den ungestörten Genuss ihrer Freiheit und ihrer Kräfte Rücksicht genommen! Werden sie nicht vielmehr bloß geduldet als beschützt?<sup>49</sup>

Die Rolle eines literarischen Mentors von Sophie Mereau übernimmt der Freund ihres ersten Ehemanns, Friedrich Schiller, der nicht nur ihre ersten Werke publiziert,<sup>50</sup> sondern auch weiter ihre literarische Tätigkeit unterstützt, ihre literarischen Arbeiten korrigiert und sie mit Ratschlägen unterstützt.<sup>51</sup> Obwohl Mereau zuerst Schillers Ratschläge annimmt und verinnerlicht, wird sie in ihren Entscheidungen immer selbstständiger und in Sachen Kunst eigenständiger, sodass sie letztendlich, obzwar unter Kritik des zukünftigen Ehemanns Clemens Brentano, sogar ihre eigene Zeitschrift *Kalathiskos* herausgibt.

Bereits 1795 vertraut Mereau ihrem Geliebten Kipp ihre Absicht an, ein Journal unter dem Titel *Phantasie und Gedanke* herauszugeben. Als sie sich an Friedrich Schiller mit der Bitte um Beiträge wendet<sup>52</sup>, rät er ihr in seinem Antwortbrief von ihrem Vorhaben ab und empfiehlt ihr stattdessen andere Veröffentlichungsmöglichkeiten. Er hat furcht, da ihm „eine solche Unternehmung“ „nachtheilig für sie“ erscheint.<sup>53</sup> Vorerst bedankt sich Mereau für den „gut gemeinten“ Ratschlag, entscheidet sich „den Plan mit dem Journal für jetzt ganz aufzugeben“, obwohl sie auf der anderen Seite Kipp versichert, den Plan prinzipiell nicht aus den Augen zu verlieren.<sup>54</sup> Den zweiten Versuch unternimmt sie 1799 – wie sie dem Berliner Buchhändler Frölich, bei dem 1801 und 1802 die Zeitschrift verlegt wurde, mitteilte – als sie selbst auch die Herausgabe übernahm. Wie Hammerstein behauptet: „SMs Korrespondenz über Zahlungsmodalitäten, Druck und die Struktur der Zeitschrift, die ursprünglich als Vierteljahresschrift mit dem Titel *Kleine Romane* konzipiert war, demonstriert eindrucksvoll ihre Professionalität auch hinsichtlich der merkantilen Seite ihres Berufs.“<sup>55</sup>

Obwohl die weibliche Herausgebere Tätigkeit bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts keine Seltenheit mehr war, war das Unternehmen mit vielen Risiken und Kritiken der Zeitgenossen verbunden.<sup>56</sup> Schmidt hebt in dem Nachwort aus dem Jahr 1968 die Vielfalt der in *Kalathiskos* vertretenen literarischen Formen besonders hervor, indem Mereau hier „eine Kollektion aus dem Schaffen der schriftstellernden Damen aus Jena und Weimar“<sup>57</sup> bietet. Es handelt sich dabei um eine Zeitschrift für Frauen, die Beiträge von weiblichen Autorinnen ver-

<sup>49</sup> Mereau-Brentano (1997: *Romane*, 43).

<sup>50</sup> In *Thalia und Horen*.

<sup>51</sup> In dem zu dieser Zeit rege gepflegten Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe veranlassen sogar Mereaus Texte die zwei Klassiker zu einer Debatte über die zunehmende Bemühung der zeitgenössischen Frauen, schriftstellerisch tätig zu sein. Am 30. 6. 1797 lobt Schiller die erste Fassung des Romans von Mereau *Amanda und Eduard* und schreibt an Goethe: „Ich muß mich doch wirklich drüber wundern, wie unsere Weiber jetzt, auf bloß dilettantischem Wege, eine gewisse Schreibgeschicklichkeit sich zu verschaffen wissen, die der Kunst nahe kommt.“ Zit. nach Mereau (1997: *Tagebuch*, 31, Anm. 103).

<sup>52</sup> Der Brief ist in Mereau (1997: *Tagebuch*, 288–289) abgedruckt.

<sup>53</sup> Mereau (1997: *Tagebuch*, 289).

<sup>54</sup> Ebd.

<sup>55</sup> Ebd.

<sup>56</sup> Vgl. z. B. das oben zitierte Urteil von Clemens Brentano, S. 83. Auch Schmidts und Hocks' Behauptung, Sophie Mereau hätte *Kalathiskos* „mit Hilfe einiger von Schiller geförderter schreibender Hofdamen und des Studentenkreises um Klingemann“ herausgegeben, sei Schwarz' Meinung nach unzutreffend, weil sie dadurch ihre Herausgebere Tätigkeit sowie ihre Beiträge unterschätzen. Siehe in: Schmidt/Hocks (1975: 217).

<sup>57</sup> Schmidt (1968: *Nachwort*, S. 3). Außer ihren eigenen Beiträgen sind besonders die von Mereaus Schwester Henriette Schubart oder von ihrer Freundin Charlotte von Plessen zu erwähnen.

öffentlichen und periodisch erscheinen soll.<sup>58</sup> Der Titel, den Mereaus Redakteur der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Heinrich Karl Abraham Eichstädt, vorgeschlagen hatte, korrespondiert einerseits mit dem inhaltlichen Vorhaben, dem weiblichen Publikum in Form eines Korbes eine Vielfalt von Texten und frauenspezifischen Themen anzubieten. Andererseits zeigt es aber auch, dass sich Mereau davon – ähnlich einem Korb, so die Übersetzung des Titels, der immer wieder neu gefüllt werden kann<sup>59</sup> – eine regelmäßige Geldeinnahme versprach. Schmidt nennt es geradezu erstaunlich, dass diese Zeitschrift „weder bei den Zeitgenossen noch der literarisch interessierten Nachwelt sonderlich viel Beachtung gefunden hat.“<sup>60</sup>

Die angeführten Beispiele sollen verdeutlichen, wie problematisch und ambivalent die Position der schreibenden Frauen um 1800 war. Während das 18. Jahrhundert insbesondere die Idealisierung der Frau mit sich bringt, lassen sich bereits die ersten Anzeichen für die Versuche der Frauen beobachten, sich aus der lang tradierten Unmündigkeit zu befreien. Obwohl die Zulassung zum Studium noch indiskutabel war, werden nun die Grundsteine zur Selbstbildung gelegt. Vor allem die Lese- und Schreibfähigkeit bieten den Frauen eine eigene Ausdrucksmöglichkeit, was auch zur Steigerung der weiblichen Literaturproduktion führt. Von hier ist es bis zum selbstständigen Denken und zur Selbstreflexion nicht mehr weit. Wie es Marie Ebner-Eschenbach treffend formuliert: „Als eine Frau lesen lernte, trat die Frauenfrage in die Welt.“<sup>61</sup> Die – nach Showalter – als *feminine* genannte Phase der an die geistigen und kulturellen Werte der Männer angepassten Weiblichkeit geht gerade zu dieser Zeit allmählich in die zweite – *feminist* – Phase über, die die erste Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts mit Forderungen nach angemessener Erziehung und Bildung vorbereitet. Der metaphorische Weg zur Mündigkeit ist jedoch nicht als kontinuierliche fortschreitende Entwicklung zu verstehen. Vielmehr manifestieren sich die Unmündigkeitsausbrüche im Rahmen des gesellschaftlichen und kulturellen Bereichs nur an vereinzelten und sporadischen Frauenschicksalen.

## Literaturverzeichnis

- Babka, Anna** (2004): Feministische Literaturtheorie. – In: Sexl, Martin (Hrsg.): *Einführung in die Literaturtheorie*. – Wien: WUV (UTB TB), 191–222.
- Becker-Cantarino, Barbara** (1987): *Der lange Weg zur Mündigkeit. Frau und Literatur (1500–1800)*. – Stuttgart: Metzler.
- (2000): *Schriftstellerinnen der Romantik: Epoche – Werke – Wirkung*. – München: C. H. Beck
- Endres, Elisabeth** (1981): Marie von Ebner-Eschenbach. – In: H. J. Schultz (Hrsg.): *Frauen. Porträts aus zwei Jahrhunderten*. – Stuttgart, Berlin: Kreuz Verlag, 116–126.
- Fichte, Johann Gottlieb** (1960 [1796]): Grundriß des Familienrechts (als erster Anhang des Naturrechts). – In: *Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre*. – Hamburg: F. Meiner, 298–349.
- Gersdorff, Dagmar von** (Hrsg.): *Lebe der Liebe und liebe das Leben. Der Briefwechsel von Clemens Brentano und Sophie Mereau*. – Frankfurt am Main: Insel Verlag, 1981.
- Gnüg, Hiltrud – Renate Möhrmann** (Hrsg.): *Frauen – Literatur – Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. – Stuttgart: Suhrkamp, 1989.
- Gouges, Olympe de** (1979 [1791]): Deklaration der Rechte der Frau und Bürgerin. – In: H. Schröder (Hrsg.): *Die Frau ist frei geboren. Texte zur Frauenemanzipation*. Bd. I, 1789–1870. – München: Beck, 31–54.

<sup>58</sup> Trotz der Pläne sind nur zwei Bände in den Jahren 1801 und 1802 erschienen.

<sup>59</sup> Vgl. auch Schwarz (1991: 120).

<sup>60</sup> Schmidt (1968: 4).

<sup>61</sup> Endres (1981: 126).

- Hocks, Paul – Peter Schmidt** (1975): *Literarische und politische Zeitschriften 1789–1805. Von der politischen Revolution zur Literaturrevolution.* – Stuttgart: Metzler.
- Humboldt, Wilhelm von** (1960 [1794]): Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur. – In: A. Flitner – K. Giel (Hrsg.): *Wilhelm von Humboldt. Werke.* Bd. 1: *Schriften zur Anthropologie und Geschichte.* – Stuttgart: Wiss. Buchges., 268–295.
- Mereau-Brentano, Sophie** (1997): Das Blütenalter der Empfindung. Amanda und Eduard. Romane. – In: K. v. Hammerstein (Hrsg.): *Sophie Mereau-Brentano. Liebe und allenthalben Liebe. Werke und autobiographische Schriften in drei Bänden.* (2388). – München: dtv klassik.
- Wie seh'n` ich mich hinaus in die freie Welt. Tagebuch, Betrachtungen und vermischte Prosa. – In: K. v. Hammerstein (Hrsg.): *Sophie Mereau-Brentano. Liebe und allenthalben Liebe. Werke und autobiographische Schriften in drei Bänden.* (2390). – München: dtv klassik.
- Schmidt, Peter** (1968): Nachwort. – In: A. Henkel (Hrsg.): *Kalathiskos.* – Heidelberg: Verlag Lambert Schneider.
- Schumann, Sabine** (1980): Das „Lesende Frauenzimmer“: Frauenzeitschriften im 18. Jahrhundert. – In: B. v. Becker-Cantarino (Hrsg.): *Die Frau von der Reformation zur Romantik. Die Situation der Frau vor dem Hintergrund der Literatur- und Sozialgeschichte.* – Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann, 138–169.
- Schwarz, Gisela** (1991): *Literarisches Leben und Sozialstrukturen um 1800. Zur Situation von Schriftstellerinnen am Beispiel von Sophie Brentano-Mereau, geb. Schubart.* – Frankfurt, Bern, New York: Verlag Peter Lang.
- Tebben, Karin** (1998): Soziokulturelle Bedingungen weiblicher Schriftkultur im 18. und 19. Jahrhundert. Zur Einleitung. – In: K. Tebben (Hrsg.): *Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 10–46.
- Weigel, Sigrid** (1988): Der schielende Blick. Thesen zur Geschichte weiblicher Schreibpraxis. – In: I. Stephan – S. Weigel (Hrsg.): *Die verborgene Frau: Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft.* – Berlin: Argument-Verlag, 83–137.